

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 7

Artikel: Über das Glück des Denkens
Autor: Schumacher, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ÜBER DAS GLÜCK DES DENKENS

VON EDGAR SCHUMACHER

Jedes Zeitalter ruft die wenigen Grund- und Heilswahrheiten des Daseins auf seine Weise wach. An ihrem Gehalt ist kaum Wesentliches zu ergänzen; aber die eigentümlich unterschiedliche Ausdrucksart der Zeiten bringt doch die Vorstellung des Neuen immer mit. So ist dieses Wiedererwerben des alten Besitzes in seinem Wesen immer auch ein Schaffen. Und weil der Tag mit seinen vorübergehenden Selbstverständlichkeiten so erfüllt ist, wirken die auf lange Dauer angelegten Selbstverständlichkeiten oft mit der Eindrücklichkeit des Unbekannten oder noch mehr des Vergessenen, als welchem ja eine seltsame Wirkenskraft innewohnt, sobald es einmal wieder in das Bewußtsein aufsteigt.

Mit der Fähigkeit des Denkens ist dem Menschen eine Möglichkeit des Beglücktseins aufgegangen. Das mochte man um so erfreuender spüren, je größer zugleich die Belastung wurde, die den Eintritt in den denkenden Stand begleitete. Das allgemeinste Kriterium des Glücklichseins, zugleich das einzige, in welchem sich der negative Schopenhauerische Begriff mit einem von uns erfaßten positiven versöhnen kann, ist der Anteil der Freiheit. Wir Gegenwärtigen haben vielleicht den Vorzug, das mit besonderer Überzeugung zu erfassen. Es liegt ja wohl schon in den Voraussetzungen zum Denken eine merkliche Tendenz freiheitwärts. Was ist im Grunde der Schritt vom Animalischen zum Geistigen anderes als der Entschluß, sich der Sklaverei der Natur, zum mindesten mit dem edleren Teile des Ich, zu entreißen? Ein flüchtiger Blick auf die Revolutionen der menschlichen Geistesgeschichte bestätigt uns die Reihenfolge von Idee und Befreiung und zeigt uns, in der Austragung des Gefechtes, den Gedanken als das vorzüglichste Argument und als das schärfste Schwert der Freiheit:

«*Gedanke* heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dies weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht»

(Lenau, «Albigenser»).

In dem immer regen Widerstreit von Gedanken und Gefühl innerhalb dem eigenen Wesen ist es uns zum Gewinn, wenn wir für den Gedanken Partei nehmen. Das, wohlverstanden, mit dem Vorbehalt, daß wir uns nicht durch die gedankliche Tarnung von Gefühlsmomenten beirren lassen; denn diesen Kunstgriff übt das Gemüt, welches sich das schwächere weiß und zugleich das schlauere ist, gerne aus. Wir müssen hier,

ehe wir unsere Betrachtung fortsetzen, uns darüber einigen, daß wir in diesem Problem ja nicht den vielberufenen Konflikt zwischen Herz und Kopf verstehen wollen und also etwa dem Sieg der klaren Berechnung über den Impuls des guten Wollens das Wort reden. Wir haben vielmehr, wenn wir einen Gegensatz von Gemüt und Denken festhalten, zwei unterschiedliche Stufen der inneren Entwicklung vor Augen.

Der gefühlsgelenkte Mensch wird die Mischung von Gut und Böse in seinem Handeln in der Zusammensetzung aufweisen, wie sie dem Zufall seiner Anlage entspricht. Der Mensch, der sich unter die Herrschaft des Gedankens stellt, hat die Verpflichtung übernommen, dem Guten entgegenzugehen, ganz gleichgültig, wieweit das mit seiner Neigung übereinstimmt. Er ist damit der Einwirkung des Bösen nicht enthoben, und seine Niederlagen sind schmerzlicher als die des andern, weil sie eben als solche erlebt werden. Aber die Tatsache, daß er im Kampfe steht, prägt ihn auf eigene Weise, gibt seinem Wesen Haltung und seinem Handeln Charakter. Und das Wissen darum, daß er nicht wehrlos ist, daß in jeder Anstrengung auch ein Teil Freiheit inbegriffen ist, wirft einen Abschein von Glück selbst in die erbittertste Stunde und auf die bedrängteste Lage.

«Ein tief Gemüt bestimmt sich selbst zum Leid», schreibt Raimund aus schmerzlicher Erfahrung. Jede Vertiefung mehrt unsere natürliche Empfindlichkeit, und wir können sie nicht mäßigen, ohne auf die Erfüllung unseres Innersten brutal Verzicht zu leisten. Es gibt keine andere Schlichtung als die der Übergabe an den Gedanken als die ordnende, überlegene und lächelnde Instanz. Er allein erlaubt uns, die Feinheit des Empfindens zu bewahren, ohne die Fähigkeit robusten Bestehens einzubüßen. Er ist, als die einzige von unseren Kräften, seiner Herkunft nach dem Wellenschlag der Stimmung gar nicht unterworfen, er hat Licht und Stetigkeit für sich, eben jene Einflüsse, unter denen wir gedeihen können.

Abermals kommt der Begriff der Freiheit uns nahe: die Freiheit der Wahl. Nur der Gedanke sieht die vielen Wege; die Natur scheint nur einen einzigen mit uns vorzuhaben, und unser Wille, der gerühmte, wäre bereit, ihm blind nachzugehen, würde nicht ein verheißungsvolles Bündnis ihm hier angetragen, das ihm eine schönere Bestimmung öffnen will. Die Begrenzungen durch das Mögliche bedeuten keine Fessel. Der Gedanke nimmt es einfach zum Ausgang für seinen freien Flug. Seine allgemeine Absicht ist Erweiterung. Er reißt dann wohl auch die ausführenden Kräfte mit sich empor und bringt damit denen, die sich ihm nicht anzuvertrauen wagen, die unwidersprechlichen Beweise. So sehen wir, daß Möglich und Unmöglich gar nicht ausschließende Werte, sondern nur behelfsmäßige, für bestimmte Kulturperioden gültige Begriffe sind. Auf dem Gebiet der materiellen Gestaltung zeigt sich das mit überwältigender Eindrücklichkeit; denn das Anschaubare läßt sich nicht widerlegen.

Der Flug des Gedankens geht höher, auch dorthin, wo das Ausführbare nicht mitkommen kann und nicht mitzukommen braucht. Wir wollen nicht zögern, auch Schillers «kühne Seglerin, Phantasie» als eine Daseinsform des Denkens anzusprechen. Die Berechtigung dazu ist uns unzweifelhaft, wenn wir die Idee des Erschaffens als eigentliches Merkzeichen des Denkens festhalten. Wir möchten weiter gehen und sagen, daß der Begriff der Phantasie sogar entscheidend dazugehört, wenn wir von einem Glück des Denkens sagen wollen. Zum Glück gehört der Überfluß, ob es der des Gebens oder der des Genießens ist. Dadurch hebt es sich über die Zufriedenheit, die als Zustand uns freilich bekömmlicher ist, hinaus und wird zum Inhalt der begnadeten Stunden. Und bis zur Glücksempfindung steigert sich uns die Freude am Denken doch nur dort, wo es die Schichten des Nützlichen unter sich läßt, wo wir als Entdecker in das Unbetretene vorstoßen.

Keine andere Sensation läßt sich mit der des Denkens so bis zur Identität des sinnlichen Eindruckes vergleichen wie die des Fliegens. Der bestimmende Augenblick ist dort wie hier der des Loskommens vom Boden. Und abermals — es wird uns wohl noch mehr geschehen — spüren wir die Nähe des Freiheitsgedankens. Im Überwinden der Schwere zeigt er sich in einer seiner schönsten Gestalten. Es bleibt doch immer eine kleine Demonstration, daß auch Gesetze uns nicht ehern binden und daß, vielleicht, an uns doch etwas ist von beharrenderer Dauer als die Erscheinungen der Natur. Auf die Flughöhe kommt es erst später an, wenn vielleicht die Frage nach dem Überblick sich auftut. Das Bedeutende ist vorerst, daß wir uns abgelöst haben vom Fesselnden. Das ist der Ursprung des Beglücktseins.

Und der Abstand ist damit gegeben von dem Denken, welches dem Boden treu bleibt und seiner Bestellung dient. Es ist ein fleißiger, umsichtiger Gehilfe des Menschen und zugleich sein vortrefflicher Anwalt vor den Angelegenheiten der Welt. Es ist nicht da, um den Menschen glücklich zu machen; wohl aber, um ihm die Last zu erleichtern und ihm die mühselige Aufgabe, als ein geistgeprägtes Wesen die Grimmigkeit materieller Existenz zu bestehen, tragbar zu machen. Da wir aber für einmal es darauf abgesehen haben, von der Beglückung, die das Denken bringt, einiges zu erwägen, so können wir nicht wohl anders, als es von dem so eigentümlichen Momente an zu begleiten, da es der Schwere obliegt und den freien Flug beginnt. Nun freilich mag man uns mit der Frage in Verlegenheit bringen: wo findest du diesen trennenden Augenblick und wie stellt er sich der Erfassung dar? Die Situation ist nicht unbedenklich, weil fast kein anderer Weg bleibt als der der Berufung an eine untergeordnete Instanz, mit der wir zudem noch auf nicht völlig vertrautem Fuße stehen, an das Gefühl.

Wir wollten doch eigentlich die Niederungen des Stimmungsgebundenen unter uns lassen und kehren nun mit Willen dorthin zurück. Nun

verhält es sich damit wohl so: so sehr wir aus Einsicht eine Abstufung oberer und unterer Kräfte im Menschlichen feststellen und ihnen etwas wie eine Rangordnung zuweisen, die Tatsache, daß sie alle zusammen ein Eines und Ganzes, ein Ich bilden, bleibt darum doch völlig unverrückt, und die Funktionen der oberen Werte werden in reiner Art doch nur wirksam, wenn sie sich die Zustimmung auch der unteren Ordnungen erzwingen. Da wir denn schon vom Glück des Denkens reden, müssen wir doch offenbar einen Zustand meinen, an dem die Totalität des Ich Anteil hat. Das ist im Tagestreiben, wo Klugheit, Voraussicht und am Ende auch Berechnung das Wort haben, nicht leicht der Fall, und gänzlich hingegeben folgen wir dem Zug unseres Denkens, so durchaus wir seine führende Bedeutung zugeben, wohl selten. Die Bindung an einen unmittelbar zu verfolgenden Zweck ist immer fühlbar und immer lastend. Nun kündigt sich vielleicht jene Trennung, von der wir ausgingen, etwas deutlicher an, und wir dürfen noch einmal zum Start für den freien Flug zurückkehren.

Da ist nun wohl das Cartesianische «Cogito, ergo sum» an seinem Platze: die Gegenwart des Gedankens als einer Wirklichkeit, die nun eben im Momente des Ablösens von allen scheinbaren Realitäten wahrhaft unerschütterlich wird. Einer Zielsetzung bedarf es hier nicht; die Erhebung ist alles. Das ist nicht nur Berufenen vorbehalten; wir sind alle mitberechtigt. Der Ausweis liegt nicht in der Gabe, sondern im Begehren. Hier, wie in vielen menschlichen Dingen, kann das Große seine Spiegelung im Unscheinbaren finden. Es vollzieht sich das nach dem Maße unserer Hingabe. Wir sind dafür in den nützlichen Dingen manchmal abwesend. Da mag uns ein gutes Wort des Fürsten von Ligne erfreuen: «J'aime les gens distraits; c'est une marque qu'ils ont des idées et qu'ils sont bons: car les méchants et les sots ont toujours de la présence d'esprit.»

Das Unbeschwerte ist hier an der Herrschaft. Hie und da mag es sich in einen geflissenen Gegensatz zum Nützlichen und zum Absichtlichen stellen. Eine gedankliche Konsequenz, die gar nichts weiteres will als sich selber vollenden, und die vom brauchbaren Resultat sich spöttisch abwendet, hat hinreißend viel Verlockendes. An einem Morgensternschen Palmström-Gedicht ließe sich wohl die ganze Theorie des freien geistigen Fluges entwickeln. Vielleicht wäre es auch ein genügender Test für das Talent zum Glück im Denken (ja nicht etwa für die Befähigung zum Denken!). Den «Denksport» als Ausdruck hat ja wohl erst unsere Zeit gefunden; als Begriff ist er eine der ältesten Vergnügungsarten der Menschheit und hat gewiß lange vor dem Rätsel der Sphinx begonnen. Man muß sich an seiner vermeinten Leichtfertigkeit nur nicht stoßen. Das Unbeschwerte bleibt nun einmal hier entscheidend. Wieviel man trotzdem mitnehmen kann ohne das mindeste Gefühl der Schwere, das geht nun schon tief in den Bereich des Persönlichen und

seiner Gaben. Aber die frohe Erfahrung, daß Denken nicht zu lasten braucht, daß es hebt und trägt, die ist bestimmend, und sie erlebt jeder eben nach Maßgabe seines geistigen Besitzes. So daß, was allen zugänglich sein will, in diesem Betracht keine Voraussetzungen machen kann: wer Spaß hat am Denken, der soll und darf mitkommen. Aus dem Spaß mag leicht eine Freude, irgendwo sogar ein Glück werden.

Wir haben uns wohl zulange mit den Fragen des Abfluges befaßt. Es schien aber wesentlich, um ein Mißverständnis zu verhüten: daß nämlich nur dem in großen Höhen Schwebenden das Glück des Denkens zuteil werde. Nun dieses bereinigt und als Irrtum erkannt ist, dürfen wir uns umzuschauen beginnen und nach Ziel und Höhe des Fluges fragen. Hier zeigt sich die Situation nun ganz gewiß anders. Es ist herkömmlich und berechtigt, daß wir bei der Prüfung guter Dinge uns das Vortreffliche als Beispiel holen, weil in ihm auch das Mindere einbezogen und jedenfalls nach seiner Anstrengung gewürdigt ist. Und wenn wir das Wesen des geistigen Fluges studieren, so sehen wir gerne dem nach, «che sopra gli altri com'aquila vola».

Die Erhebung im Gedanken hat man von je als die höchste mögliche Steigerung des Menschlichen angesehen. Jede andere geistige und seelische Ekstase ordnet sich dem ein und unter; denn auch sie muß, um Ausdruck zu finden, den Weg über den Gedanken nehmen. Es scheint aber (ich bitte freilich um Nachprüfung, weil ich es für unzweifelhaft doch nicht halten darf), daß keine Erhebung, und damit auch keine Beglückung unter völligem Verzicht auf Äußerung möglich sei, wobei denn immer der Gedanke den Durchtritt vermittelt, der Gedanke, den wir als die subtilste Art des Ausdruckes, nämlich in der Deutlichwerdung gegen uns selber, verstehen können.

In unserer Vorstellung leben die großen geistig Schenkenden ganz im Gedanken. Hier geht vielleicht doch eine Täuschung mit, die zum Teil aus ihrer eigenen Äußerung, zum andern aus der zeitlichen und höhenmäßigen Distanz, die uns von ihnen trennt, herzuleiten ist. Eine Existenz nur im Denken wird es sowenig geben wie ein Leben nur im Fluge. In den Anfängen der Naturerforschung hat man behauptet, die Paradiesvögel hätten keine Füße. Die ersten Betrachter haben wohl diese scheuen Geschöpfe nicht anders als schwebend gesehen, und dieser Zustand mochte für sie mit der Pracht der Erscheinung übereinstimmend scheinen. Eine derbere Erklärung (ich finde sie im Meyerschen Lexikon von 1877) deutet es anders: «Die Fabelei von dem Fehlen der Füße erklärt sich leicht aus der Gewohnheit der Eingeborenen, jene an den Bälgen abzuschneiden.» Für unsere Meditation wird es genug sein, festzuhalten, daß, unter erdhaften Bedingungen, kein Flug denkbar ist, der nicht notwendig wieder den Boden berührt.

Als Bild aber lassen wir uns jenes Andere doch gerne gefallen, und es gehört zu unserem Vorrat unverlierbarer Gleichnisse, daß das Mensch-

liche in seinen höchsten Aufruffungen der Erscheinungswelt enthoben sei, ja ihr sein höheres Gesetz aufzwingen. Daß das sich nicht auf die ganze Dauer einer Existenz beziehen kann, ist gewiß, aber es ist ebenso gewiß, daß die geistigen Dinge nicht nach dem Gleichtakt der Zeit zu messen sind, und daß der ungemene Augenblick die Kraft hat, das Gültige eines ganzen Daseins in sich zusammenzufassen und eine Freiheit zu erschaffen, an die gar keine Bedrängnis mehr rühren kann. Es ist ein Großes, wenn Tertullian seinen Märtyrern zuruft: «Wenn wir erwägen, wieviel eher die Welt selber ein Gefängnis zu nennen, dann werden wir erfassen, daß ihr aus dem Kerker heraus, nicht aber in ihn hineingegangen seid.» Das klingt in Byrons Sonett auf Chillon wieder: «Am hellsten, Freiheit, leuchtest du in Kerkern», und es wird wohl je und je seinen Bekenner finden.

Die Hingabe an den Gedanken, wie jede und auch die edelste Einseitigkeit, geschieht nicht ganz ohne Gefährdung. Verzicht wird immer mitgehen. Selten ist einer Doppelbürger in beiden Reichen, dem des Handelns und dem des Gedankens. Eines wird er geringer achten; und dort zahlt er dann seinen Tribut. Er wird dem Denkenden schwerer als dem Handelnden, weil jeder Tag ihn verlangt und die Zahlungsaufforderung selten in feiner Art geschieht. Wäre der Preis auch nur das Ansehen vor den Menschen: er muß doch regelmäßig und in barer Münze erbracht werden, und das kann auf die Dauer müde und hochmütig machen. Nach innen hin mag es sich ausgleichen: dort ist der Handelnde böser umstellt.

Je höher der Flug, desto beengender die Rückkehr zum Boden. Da kann denn der herrliche und unerfüllbare Wunsch mächtig werden, das Leben ganz und einzig dem Gedanken zu geben:

«Tätig unter Menschen
Lebt' ich ehemals; aber mein Gedanke
Wuchs in mir von Jahr zu Jahr, bis endlich
Dieser Schatz mir ganz allein genügte.»
(Platen, «Abbassiden»)

Der das sagt, ist ein greiser Derwisch, welcher unter orientalisch märchenhaften Bedingungen, mit starkem Zugriff auf die Geisterwelt, sich seine große Freiheit errungen hat. Sie ist nicht für viele, und selbst für die Auserwählten ein seltenes Geschenk. Die Geschichte vom Flug und Sturz ist uralte: Ikarus, Phaethon, Euphorion haben ihr ergreifenderes Abbild in edlen menschlichen Gestalten. Wir sehen Empedokles auf dem Ätna stehen; es ist ein herrliches Bild, daß der Glut des Geistes kein anderes Feuer würdig ist als die lebendige Lohe des Erdkerns. Aber wir bestaunen es von ferne, und es ist nicht unser Beruf noch Willen, Nach-eiferer zu sein.

Wir suchen den mittleren Weg des Notwendigen. Beschränkung muß

nicht Verzicht sein, und Selbsterhaltung ist nicht eitel Eigennutz. Kaum wird von uns das Ungemeine erwartet; aber das Helfende doch wohl und vielleicht auch das Gute. Deswegen brauchen wir uns nicht dem Nützlichen zu verschreiben und unsere Gedanken den «Tümpelplattschritt» zu lehren. Wir dürfen den Flug des Geistes nicht aufgeben, um unserer selbst nicht, aber auch nicht um der Redlichkeit unserer Wirkung willen. Des nützlichen Denkens ist immer genug und überflüssig vorhanden; zu den Listen, das Leben erträglich zu bestehen, brauchen wir keine hinzuzufinden. Aber immer ist die Nachfrage lebendig und echt nach den Künsten, das Leben gut und wenn möglich schön zu machen. Dazu beitragen dürfen, ist eine würdige Aufgabe, und keiner steht so hoch, daß er sie nicht freudig übernehmen sollte.

Es trägt viel Beglückendes in sich, wenn unser Auftrag sich mit unserem innersten Begehren in reiner Art versöhnt. Wer aus ganzer Hingabe dem Gedanken dient, darf sich dieses Glückes zuversichtlich freuen. Seine Sendung, vom Guten Zeugnis zu geben, erfüllt er auf das treueste, wenn er seinem Verlangen nach geistiger Erhebung recht leidenschaftlich folgt. Denn was er von solchen Höhen zurückbringt, kann, ob verständlich oder ahnbar, nicht anders wirken als in der Richtung, aus der es stammt. So geht denn dieses Schöne mit, daß wir nicht nur dem Gedanken gehören dürfen, sondern eben darin unsere rechte Bestimmung erfüllen.

Dieser schöne Vorzug, mit dem wirken zu können, was einer aus inniger Neigung verfolgt, darf denn ruhig auch mit einigen Unbekömmlichkeiten bezahlt werden. Sie bleiben nicht aus. Unsere praktische Verwendbarkeit ist geringer als die des Tüchtigen, dessen Gedanken sich geometrisch aufzeichnen lassen. Was wir geben, wird aus Bedürfnis aufgenommen und helfend befunden, aber so interessant ist es denn freilich nicht wie Sportresultate oder Fürstenhochzeiten. Eine ganz feine Distanzierung von der Wirklichkeit bleibt doch wohl immer. Aus ihr mag die böse Stunde dann etwa jene selbstverspottende Grillparzer-Stimmung zeitigen:

«Gescheit gedacht und dumm gehandelt,
So bin ich mein' Tage durchs Leben gewandelt.»

Das hat alles gar nicht viel zu sagen, und wer wollte es anders? Es bleibt doch ein billiger Zins, den wir zahlen. Und was wollen die spektakulären Pöstelein, die uns verschlossen bleiben, sagen, angesichts der Tatsache, daß wir hoffähig sind in «the monarch Thought's dominion» (Poe) und daß wir ausfahren dürfen, «an admiral sailing the high seas of thought» (Longfellow). Wir müssen es für billig anerkennen, daß unsere Beglückungen auch unser Lohn sind, und daß der Arrivierende uns mitleidig betrachtet. Es ist ein peinliches Gefühl, beneidet zu werden; es sagt uns doch, daß wir Sachen haben, die alle begehren und die also des

Behaltens kaum wert sind. Da sind wir froh des erstaunt bedauernden Frageblickes, der nach der Genießbarkeit unserer Werte sich erkundigt.

«Die einzigen wahren Lebenswerte schienen ihm Liebe und Nachdenken» — so heißt es in einem der köstlichen Romane von Alice Berend¹⁾. Am Ende möchten diese beiden recht nahe verwandt sein. Denken heißt doch Erfassen. Wie kann ich das besser als wenn ich mit ganzer Anteilnahme dabei bin? Selten vermissen wir bei den großen Denkenden in ihrer Äußerung den Zug des Leidenschaftlichen. Für uns jedenfalls, die Aufblickenden, ist es so, daß sie uns um so mehr bewegen, je inniger sie selber bewegt sind. Denn eben das bezeugt ihre Verbundenheit, für sie oft schmerzlich und für uns notwendig, mit diesem Boden und also auch mit uns. Widerspruch und Kompromiß, das gehört mit dazu, wo immer das Geistige und das Gebundene sich berühren. Wir brauchen uns dessen nicht zu schämen, und wir dürfen es im eigenen Wesen walten lassen, um so mehr, je größer die innewohnende Begier nach Freiheit sich entfaltet.

Unser Denken, welche Höhe und Weite es erfliegen mag, bleibt eine Funktion unseres Ichs und so denn auch eine Manifestation unseres gegenwärtigen Dabeiseins. Es mag das Vergangene einbeziehen und Künftiges vorausnehmen; aber es kann doch Bild und Urteil nur gestalten aus den Kräften, die der Persönlichkeit, so wie sie durch das Jetzt und Hier umschrieben ist, verfügbar sind. Die Maße, nach denen wir werten und die uns Grade des Erfreut- oder Beglücktseins darstellen, gelten nur intern. Was uns Gipfel ist, wird einem andern erst Beginn des Anstieges bedeuten. Wo wir Weite erleben, sieht er vielleicht höchstens die Möglichkeit des Durchganges. Unsere Gedanken, in denen wir Schlüssiges einzufangen meinen, können ihm, wenn es gut geht, Wegmarkierungen sein. Aber auch sein Denken geht unter den gleichen Vorbehalten vor sich, und so findet sich denn wohl auch die Schlichtung.

Das Absolute kann uns ja nicht anders beanspruchen als schicksalsmäßig, und gegenüber dem Schicksal belastet uns keine Verantwortung. So daß wir mit freundlicher Entschiedenheit wieder zurückverwiesen werden auf das Eigene, innerhalb dessen Bereiches wir nun beides haben, Freiheit und Verantwortung. Wenn wir auch wissen, daß es nur eben unsere geistige Welt ist, die wir bauen, so ist es doch immer eine Welt; und nach ihren Gesetzen, als nach gültigen, ordnet sich die Absicht unseres Daseins. Wir erwachsen zu einer Völligkeit, wenn sie auch fürwahr keine Vollkommenheit ist, wie sie auch in der Verfolgung des bedeutendsten Tätigseins uns niemals eigen würde. Da begreifen wir wohl, warum die Alten stets mit solchem Nachdruck von der Erstaunlichkeit des Denkens redeten, warum Seneca sagt: «Erwäg es nur, daß in dir außer dem Geiste nichts Wunderbares ist; und glaub mir, daß wer

¹⁾ Es schadet den klugen Worten nicht, daß wir den Gedanken bei Goethe vorgezeichnet finden: «Es bleibt Idee und Liebe» (Diwan). Welchen fänden wir dort nicht?

nichts zu treiben scheint, Gewichtigstes bewegt und Göttlichem und Menschlichem zugleich nachgeht.»

Hier wäre wohl der Schritt zu jenem tiefen «Nichthandeln-Üben» früher östlicher Weisheit nahe. Wir wollen ihn nicht gehen und den doch wieder manches versprechenden Kompromiß mit dem tätigen Leben entschlossen wagen, wäre es schon nur dem geraden Wuchs unserer menschlichen Natur zuliebe. Nur die Größenverhältnisse sollen nicht verloren und das Maß nicht vergessen werden. Es tut uns gut, an die Unverläßlichkeit unseres Zustandes gemahnt zu werden, uns darauf zu besinnen, daß die Basis unserer geistigen Aufstrebungen eine zerbrechliche ist, daß wir alle «ad interim leben», wie es bei Goethe so heiter besinnlich ausgedrückt ist. Das ist nicht der mindeste Anlaß, das Glück des Denkens zu trüben; es ist vielmehr geeignet, dieses intensiver zu machen.

Der Gedanke allein löst uns von der Bangigkeit des Eingeschlossen-seins in eine willkürlich befristete Existenz. Und wenn er für sich selber seinen hinfälligen Ursprung nicht verleugnen kann, so sind damit seine Ausstrahlungen weder erklärt noch beengt. Denn daß es eine Äußerung wie geistige Tätigkeit in der Welt der bodenverpflichteten Erscheinungen überhaupt gibt, ist schon eine große Verheißung. So begleiten wir denn gerne den Geist auf seinem Weitfluge und werden uns höchlich hüten, ihm seinen Raum innerhalb des Erkennbaren zu umschreiben. Daß er darüber hinaus will, ist sein Zukunftsausweis, und bringt er uns Unfaßbares aus dem nicht zu Betretenden zurück, so ist es freilich unsere Wahl, wieweit wir es in das Bild unserer geistigen Welt aufnehmen wollen, aber begrüßen werden wir es mit freudiger Ehrfurcht wie das Ölblatt im Mund der Taube. Oder kann es uns gänzlich unberührt lassen, wenn Swedenborg berichtet: «Daß der Himmel in seiner Ganzheit menschliche Gestalt trägt, ist ein Geheimnis, von der Welt noch nicht begriffen, aber in den Himmeln durchaus wohlbekannt»?

Wir wollen als Glück nicht nur das Enthobensein über Lastendes, wir wollen vor allem auch darunter verstehen das Nahesein großen Beziehungen und Versprechungen. Daß wir Fühlung nehmen dürfen mit allem Feinsten, was dem Wunsch und der Ahnung erreichbar ist, das macht mit das Glück des Denkens aus. Der Gedanke bewahrt uns vor der Einsamkeit, die unter Menschen uns oft so hochwillkommen, im All uns unerträglich wäre. Es sind noch unzählige Fäden zu knüpfen, unausforschliche Begegnungen zu erleben, und von ihrer jedem dürfen wir uns etwas verheißen. Denn unsere Zwiegespräche sind doch mehr als nur getarnte Monologe. Irgendwo stößt unser Gedanke an Substanz, und was er uns von dort her bestellt, ist ein anderes als nur der Reflex des Eigenen. Unser Verhältnis zum Ganzen ist nicht mehr das des «Einzigens» zu seinem «Eigentum»; wir sind um so zuversichtlicher, je weniger wir uns verpflichtet fühlen, ewig nur Mittelpunkt zu sein.

Es ist uns viel schon abgenommen, wenn die Sorge der Selbstbehauptung uns nicht mehr allzu grimmig bedrängt. Vielleicht rückt an ihre Stelle dann das Besorgtsein um die Mitteilung. Es ist von viel gütigerer Art, und das Glück des Denkens geht in ihm, bei mancherlei Fraglichkeiten, doch leidlich unverkümmert mit. Wohltun und Mitteilen gehören zu den gepriesenen Dingen; und was besäßen wir, das des Mitteilens würdiger wäre als unsere Gedanken? Gehört doch auch das mit zum Fluge, daß man den Boden wieder berührt, und daß es auf nicht zu gewaltsame und lieber auf gelinde Weise geschehe. So ist denn die Mitteilung die gegebene Landungsart vom geistigen Fluge und schließlich doch auch eine Art Beweisführung, daß er gut vonstatten ging.

Hat das, was wir sahen, nun die geistige Dichte, daß es Gestaltung erträgt oder am Ende gar sie fordert? Dann gehört es um so vollkommener uns und ist angetan, unserem Beglücktsein Dauer zu schenken. Hier sind Fragen von großer Weite offen. Es müßte uns, wollten wir dem Problem nachgehen, der Weg bis in den Bezirk hoher Dichtung führen. Das ist uns verwehrt. Eine einzige Hinweisung darf vielleicht andeutend an das Wesentliche streifen. Es gibt schwerlich ein Dokument menschlicher Geistigkeit, in welchem die Stufen, die zwischen dem visionären Gedanken und der Wiedergabe liegen, beispielhafter angeleuchtet sind als in Dantes Gedicht. Das steigt vom völligen Verzicht (Schweigen hier am Platz wie Sprechen dort, Inf. 4, 104) über die Verschleierung («il velame degli versi strani», Inf. 9, 62), die dann durchscheinend schon die großen Konturen ahnen läßt («il velo è ora ben tanto sottile», Purg. 8, 20), auf in die völlige Helle des Tags und die Gewißheit treuer Wiedergabe, eigentlicher Reproduktion durch den vom Irrtum befreiten Geist (Inf. 2, 6). Und auch das Ringen und das Mühen um die Möglichkeit der Äußerung überhaupt ist nicht verschwiegen, wohl eher an bedeutender Stelle mit einigem Stolz aufgezeigt (Purg. 9, 70).

Wir meinen in der Gabe des Denkens eine reiche Gelegenheit zum Beglücktsein zu finden. Wir halten uns gern an Pascals Wort: «Toute la dignité de l'homme consiste en la pensée.» Doch geht ein anderes leises Begehren unaufdringlich und beharrlich mit, und es will, wenn unser Denken reifer wird, als ein eigentliches Bedürfnis sich nicht mehr von unserem Begriff des Glücklichseins abtrennen lassen: das Verlangen, zu schenken. Mögen wir in anderem selbstsüchtiger werden; auf diesem Felde wird uns die Reife gebefreudiger machen. Da wir es doch aus Erlebnis wissen, daß jeder Mensch der Schönheit und Echtheit des Gedankens zugänglich ist, will es uns ziemen, Beitragende zu sein. Das kann zu Bündnissen von stiller und inniger Art führen. Auf solche Weise darf unsere Freude am Denken sich fortsetzen in die Freude am Einklange, welche eine der reinsten Beglückungen ist, die in der Vieldeutigkeit des Daseins uns zuteil werden können.